

Home is where your phone is

„Wir leben wie so oft bei Übergängen von einer zur nächsten Gesellschaftsform in verwirrenden Zeiten. Ich glaube, dass gegen Ende des zweiten Jahrtausends die sozialen, technischen, wirtschaftlichen und kulturellen Veränderungen zu einer neuen Gesellschaftsform kumulierten – der Netzwerkgesellschaft.“

Manuel Castells, „The Rise of the Network Society“



Zerstörtes
Smartphone im
Haus Erdberg

Zuflucht heißt ein Telefon im Bett und ein Dach über dem Kopf
Gedanken über Orte für Menschen mit Smartphones

Text: Katja Schechtner, Katharina Müller und Anton Falkeis

Architektur und Städteplanung gehen weit über das Sichtbare und Materielle hinaus. Sie schaffen emotionale Landmarken und Landschaften in den Köpfen der Menschen. Wir sind heute ZeugInnen des Zusammenfließens der digitalen und der physischen Welt. Die Stadtpläne in unseren Köpfen werden laufend durch neue Datenschichten überlagert, die sich – metaphorisch gesprochen – über die materielle Stadt legen.

Schon bevor der Flüchtling mit dem Smartphone zum stereotypen Bild wurde, hat die weltweit immer leichtere Verfügbarkeit von Mobilgeräten und lokalen Daten nicht nur unsere Wahrnehmung von Technologie, Menschsein und baulicher Umgebung verändert, sondern auch die Art und Weise, wie wir uns durch öffentliche und private Räume bewegen. Seit es Google Maps, Twitter, Foursquare, GPS-Systeme und soziale Medien gibt, ist die Stadt vor unserem inneren Auge komplexer geworden. Die Mobiltechnologien verändern unser Alltagserleben, weil wir heute von unserem Bett oder von der belebten Straße aus Zugang zu immateriellen Informationsinfrastrukturen haben. Wie William J. Mitchell schon 1995 in seinem Buch „The City of Bits“ geschrieben hat, sind wir also in das Zeitalter der elektronisch erweiterten Körper eingetreten, die wir nun gleichzeitig durch die mediatisierte wie auch die materielle Umwelt navigieren müssen.



WLAN im Haus Erdberg

Überall auf der Welt nutzen auch ArchitektInnen und StädtebauereInnen die durch die neuen Technologien generierten Informationen, um den menschlichen Lebensraum besser zu verstehen und zu gestalten. Im Gegensatz dazu bedenken die meisten Schriften zu einer Architektur für Flüchtlinge (z. B. „Arrival City“ von Doug Saunders oder Jörg Friedrichs „Refugees Welcome“) kaum, dass sich MigrantInnen nicht mehr nur durch die physische, sondern auch durch die digitale Welt bewegen. Das mag mit der allgemeinen Debatte über die Techniknutzung von Flüchtlingen zusammenhängen, die diesen Zusammenhang bislang unterschätzt hat und großteils von einer soziotechnischen Distanz ausgegangen ist, die es in den globalen Lebenswirklichkeiten der Gegenwart schlicht nicht mehr gibt. Stattdessen beschränkte sich die Debatte lange Zeit auf gängige Stereotype der vordigitalen Zeit.

Flüchtlinge sind arm



Smartphone mit Test App im Haus Erdberg

Wie sieht ein Flüchtling aus? Nicht nur von den Grenzen und aus den Notquartieren gibt es wenige Bilder, auch auf den Straßen unserer Städte sehen wir selten Flüchtlinge, die ihre Geschichte bereitwillig den Medien erzählen. Daraus folgt, dass wir uns „unseren“ Flüchtling fantasieren. Er ist ein „idealer“, nämlich ein „armer“ und „dankbarer“ – und somit „guter“ – Flüchtling. Die Darstellung der „Flüchtlingskrise“ in den Medien gibt diesem Fantasiebild weiter Nahrung. So zeigt das Siegerbild des diesjährigen Wettbewerbs der World Press Photo Foundation – ein Foto von Sergey Ponomarev in der Kategorie „Allgemeine Nachrichten“ – Flüchtlinge, die mit dem Boot auf der griechischen Insel Lesbos ankommen. Man sieht ein Dutzend zusammengepferrchter Menschen in einer schwankenden Nusschale, umgeben vom endlosen Meer. Dabei ist die Ankunft von Flüchtlingen für die humanitäre Fotografie nicht bloß Alltag, sondern auch historische Realität. Erschöpfte, schmutzige und hungrige Menschen bedanken sich dafür, dass sie endlich in Sicherheit sind. Diese Bilder wirken in uns nach. Sie erinnern an Dokumentarfilme über die Vertreibung von Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg. Das Gestern und das Heute verschmelzen zu einem rituell wiederholten Klischee über Geflüchtete, dem zufolge Menschen, reduziert auf ihr nacktes Leben, auf ein ganz offensichtliches Ziel – nämlich auf „uns“ – zusteuern: Menschenmassen ziehen Gleise und Straßen entlang, durchqueren offene Felder und das Meer. Ein Flüchtling kommt selten allein. Immer ist er Teil einer größeren Bewegung, unablässig kämpft er mit den Naturgewalten Hitze, Wellen, Regen und Schnee um sein Leben. In Nahaufnahme klettert er über Stacheldrahtzäune. Ständig zieht es ihn weiter. Unser idealer Flüchtling bleibt nie stehen. Er ist mobil. Und arm.

Smartphones sind ein Luxus

Früher ging es bei Technik immer um reine Funktion. Sperrige graue Maschinen halfen uns dabei, unsere Welt ohne grausame körperliche Mühsal aufzubauen. Doch dann kamen Moores Gesetz und der technische Fortschritt dazwischen. Die Maschinen wurden nicht nur klein, schnittig und schick, sondern sie boten uns auch den einstmals so teuren, ja sogar

Flüchtlinge
sind arm.

Smartphones
sind ein Luxus.

Flüchtlinge mit Smartphones sind erfunden.



Itulah Sunday im Haus Erdberg

luxuriösen Komfort der Unterhaltung. Zuerst nur zu Hause, dann im Kleinformat und maßgeschneidert für alle Menschen unterwegs. Das Mobiltelefon – in Filmen wie „The Matrix“ ein Wunderding zur Kommunikation zwischen wenigen „Auserwählten“ – wurde rasant zum Markenzeichen technisch fortgeschrittener, reicher Gesellschaften. Endlich bekamen nun alle ihren Anteil am allgemeinen Wohlstand. Jede/r war mobil. Und reich.

Flüchtlinge mit Smartphones sind erfunden

„Ein Skandal!“ Bald nach Beginn der „Flüchtlingskrise“ kamen Bilder in Umlauf, die so gar nicht zu Menschen in der Krise passen wollten. Sie haben Staub und Schmutz und endlose Wege hinter sich gelassen und sitzen nun auf Parkbänken und tummeln sich auf Einkaufsstraßen. Doch ihre Hilfsbedürftigkeit ist zweifelhaft – denn sie besitzen Smartphones!

„Ein iPhone in einem Flüchtlingslager. Wie ist das denn hierher gekommen?“ Mitten im „Flüchtlingsdrama“ scheint es plötzlich der größte Skandal zu sein, wenn Menschen, die zur Flucht gezwungen wurden, Mobiltelefone und Laptops benutzen. Das können doch keine „echten“ Flüchtlinge sein! Wachsame MitbürgerInnen berichten, sie hätten Flüchtlinge in Handygeschäften gesehen, in denen teure Smartphones an diese gratis verteilt würden. Gerüchte kommen auf, dass die österreichische Regierung einen großen Mobilfunkanbieter angewiesen haben soll, Flüchtlinge gleich bei ihrer Ankunft mit neuen Telefonen auszustatten. Die Hilfsorganisation Caritas muss sich gegen die Anschuldigung wehren, sie habe Asylsuchenden Mobiltelefone und Datengutscheine geschenkt. „Luxus oder Notfall?“, fragt die deutsche Nachrichtenagentur reporter24 an der österreichischen Grenze. Ein „Schwarzafrikaner“ mit anonym verpixeltem Gesicht biegt um eine Ecke, wobei das Bild im Stil eines Verbrecherfotos auf das mit einem Kreis markierte Handy in seiner Hand fokussiert. Er ist mobil. Aber erfunden?

Das Smartphone – ein Zeichen von Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit?

Das Stereotyp vom angeblichen Gegensatz zwischen Technikaffinität und Migration zielt darauf ab, die Debatte über soziokulturelle Kernbegriffe wie Raum, Identität, Ökonomie, Ordnung und Wohnraumschaffung zu steuern. In diesem Diskurs wird das Mobiltelefon zu einem beinahe magischen Symbol für die angeblichen Unterschiede zwischen einheimischer und zuwandernder Bevölkerung. Diese Auffassung wurde indes von MedienwissenschaftlerInnen und der Technik-Community in Zweifel gezogen:

Smartphone und Raum

In der Debatte über Migration und Raumverteilung ist immer von „Einwanderung“ im Gegensatz zu „Integration“ die Rede. Damit wird deutlich, wie sehr sich die öffentliche Meinung in die Begriffe vom „Herkunfts-“ und vom „Zielland“ verstrickt hat. Während ArchitektInnen eine sehr materielle Vorstellung von Raum haben, fassen ihn SoziologInnen abstrakter, namentlich als Ergebnis gesellschaftlicher Normen und Umstände, die von kultureller Bedeutung durchdrungen und durch Gegenstände und Bauwerke vermittelt werden. Das Smartphone hingegen steht als globales Designprodukt dieser Trennung entgegen. Es kann daher auch nicht als Zeichen der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Ort dienen.

Smartphone und Identität

Der Besitz eines bestimmten Gegenstands ist kein Unterscheidungsmerkmal zwischen BürgerInnen eines „Ziel-“ und eines „Herkunftslandes“. Diese Logik würde den derzeitigen Übergang zu temporären, global vernetzten Lebens- und Arbeitsgewohnheiten zugunsten „gewachsener“ konservativer Strukturen grob unterschätzen. Abgesehen von physischen Manifestationen wie Museen, Wohnhäusern, Plätzen oder Parks wird

Das Smartphone – ein Zeichen von Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit?

Smartphone und Raum.

Smartphone und Identität.

Smartphone und Ökonomie.



Bujalan Aswa, Alnaji Karar, Abdule Mohamed im Haus Pfeiffergasse

Smartphone und Ordnung.

Apps, um zu fliehen, Orte, um zu leben?

die Identität eines Orts vor allem durch dessen soziale Gegebenheiten bestimmt. Diese wiederum resultieren aus unzähligen und sich permanent verändernden Sitten und Konventionen sowie aus der Dynamik von Kapital und politischer Repräsentation. Im Prozess der Heimatwerdung wird die Migration – insbesondere in den deutschsprachigen Ländern – als neues und abstraktes Phänomen aufgefasst. Die Verwendung eines bestimmten technischen Geräts ist jedenfalls nicht hinreichend, um über Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu entscheiden.

Smartphone und Ökonomie

Armut ist per Definition ein gesellschaftliches Phänomen, das sich in schwerwiegender sozialer Benachteiligung in allen Bereichen des menschlichen Lebens äußert. Zuerst betrifft sie aber die Nichtbefriedigung von Grundbedürfnissen wie Kleidung, Nahrung, Wohnung und Gesundheit. Ein einzelnes Gerät kann, egal wie teuer es ist, niemanden von einem armen zu einem reichen Menschen machen.

Smartphone und Ordnung

Der Begriff des Flüchtlings impliziert, dass er oder sie vor Krieg und Chaos flüchtet. Im Rahmen dieser Konstruktion ist entscheidend, dass er oder sie nunmehr „stabilisiert“ wird. Schon 1952 bemerkte Frantz Fanon in „Schwarze Haut, weiße Masken“, seiner berühmten Studie zur Psychologie des Rassismus, dass der Flüchtling klischeehaft als Beobachtungs- und Beschreibungsobjekt „fixiert“ werde. Um Ordnung ins Chaos zu bringen, werden Flüchtlinge nicht nur von Polizei und Sicherheitsdiensten körperlich und als „Objekte“ festgehalten. Die dauernde Überwachung macht aus der illegalen eine sichtbare, abzählbare und kontrollierbare Migration. Die Tatsache, dass das Smartphone von Behörden wie von Flüchtlingen gleichermaßen benutzt wird, widerspricht daher der Auffassung, Ordnung und Struktur hätten nur eine Ursache.

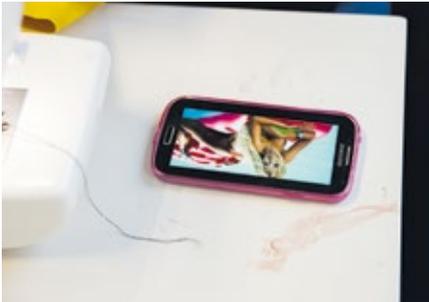
Apps, um zu fliehen, Orte, um zu leben?

2011 war das entscheidende Jahr für jene, die sich für den Zusammenhang zwischen Technologie und der Entwicklung von (städtischen) Gesellschaften interessieren. Als Technikkonzerne wie IBM, Cisco Systems und Siemens in Rio de Janeiro, im südkoreanischen Songdo oder in Masdar in den Vereinigten Arabischen Emiraten begannen, riesige „Smart Cities“ von oben her zu implementieren, um die konstante Landflucht in die Städte besser steuern und auszugleichen zu können, entstanden BürgerInnenproteste und zivilgesellschaftliche Initiativen wie der Arabische Frühling, Wikileaks, die „Bewegung 15. Mai“ in Spanien oder die Occupy-Bewegung in den USA, die zur Koordinierung ihrer Agenden für einen gesellschaftlichen und urbanen Wandel exakt dieselben Techniken einsetzten. Sie bestätigten damit William J. Mitchells Vorhersage, dass „die entstehenden zivilen und räumlichen Strukturen des digitalen Zeitalters nicht nur unseren Zugang zu Ressourcen und Verwaltungsdiensten, sondern auch Stil und Inhalt der öffentlichen Diskussion tiefgreifend verändern werden“. 2011 war auch das Jahr, in dem der Bürgerkrieg in Syrien begann.

Sowohl technikaffine als auch humanitär engagierte Menschen wussten also sehr genau über das Potenzial von Smartphones und sozialen Netzwerken Bescheid. Im Alltag wurde das Smartphone mit seinen Apps schnell zum wichtigsten Gerät, um Menschen auf der Flucht direkt zu erreichen. Verwaltungsstellen und Hilfsorganisationen, aber auch die (geheim operierende) Schlepperindustrie präsentierten sich jeweils als beste Informationsquelle, mithilfe derer man auf der Flucht Unterstützung organisieren konnte.

Das bestätigten auch Studien von Nicos Trimikliniotis, Dimitris Parasoglou und Vassilis Tsianos zur Verbreitung von Smartphones unter

syrischen Flüchtlingen in mehreren griechischen Städten. Sie fassten ihre Resultate folgendermaßen zusammen: „Wir haben praktisch keinen Migranten und keine Migrantin ohne Mobiltelefon getroffen, und zwar unabhängig von ihrer putativen Vermögenssituation.“ Diese Resultate passen auch zur Analyse der Verbreitung von Mobiltelefonen in Syrien vor dem Bürgerkrieg, wo laut „CIA World Factbook 2014“ 87 von einhundert Menschen ein solches besaßen. (Zum Vergleich: Laut einer Statistik der Weltbank besaßen 2014 73 Prozent der Pakistanis und 57 Prozent der AfghanInnen ein Mobiltelefon, während es in Österreich im selben Jahr 152 Mobiltelefonverträge pro hundert Menschen gab.)



Screensaver eines Smartphones im Haus Pfeiffergasse

Darüber hinaus hatten die internationalen Hilfsorganisationen bereits seit der Erdbebenkatastrophe von Haiti 2010 Erfahrung in der Zusammenarbeit mit der Technik-Community. Damals seien, so Patrick Meier von der Freiwilligenorganisation Standby Task Force, „ein paar Freiwillige im verschneiten Boston, die noch nie humanitär tätig gewesen waren und noch nie ihre Stadt verlassen hatten, trotz allem in der Lage gewesen, schneller [als die Behörden] auf die Notsituation zu reagieren“. Zunächst wollten die Behörden nicht mit solchen „Technikfreaks“ zusammenarbeiten. Dennoch hatten bis 2013 neunhundert Freiwillige der global vernetzten Standby Task Force in mehr als 26 humanitären Einsätzen Hilfe geleistet, und, so Meier, „sich wiederholt über mehrere Jahre als wertvolle PartnerInnen bewiesen und ihre Resultate, ob sie nun gut oder schlecht waren, publik gemacht“.

Es fanden ganze Hackathons – konkret die Refugee Hacks in Wien, Berlin und Amsterdam – zur Entwicklung von Apps statt, mit denen Flüchtlinge ihre Routen planen, Transportmittel und Schlafplätze finden oder Essen und medizinische Versorgung beschaffen konnten. Dieses Engagement ist Beweis genug, dass die technikaffine Gemeinschaft fähig ist, schnell auf Probleme in der realen Welt zu reagieren. Programmiert wurden Apps, die die vermuteten Bedürfnisse der mobilen Flüchtlinge auf der Reise befriedigen würden – nicht die der Angekommenen. Und doch waren die Flüchtlinge selbst, ähnlich wie in den Diskussionen in den Medien, nur selten Teil der Entwicklungsteams. Eine bemerkenswerte Ausnahme ist die App „Gherbtna“, die vom syrischen Flüchtling Mojahed Akil für Landsleute, die die Türkei zu ihrem temporären Exil erkoren haben, entwickelt wurde. Sie liefert Informationen über Aufenthaltsgesetze, hilft aber vor allem beim Zugang zum informellen Arbeits- und Wohnungsmarkt.

In Deutschland hingegen regelte man das „App-Problem“ behördlich. Mehrere offizielle Stellen kooperieren bei der Entwicklung einer landesweit verwendbaren App namens „Ankommen“. Wie der Name schon sagt, leitet diese App Flüchtlinge durch das Asylantragsverfahren und andere Registrierungs- und Beschwerdeformalitäten der deutschen Bürokratie. Auf lokaler Ebene wiederum gibt es Apps für städtische Belange oder sogar Wohnprojekte. In Dresden heißen diese z. B. „Afeefa“ und „Welcome to Dresden“, in Berlin „Info Compass Berlin“, dessen „Airbnb für Flüchtlinge“ mit dem Namen „Refugees Welcome“ zu den bekanntesten Apps zählt, während die Stadt Wien mit „Refugees Connect“ ein eigenes Produkt anbietet.

Apps für Flüchtlinge entstanden in so großer Geschwindigkeit und Vielfalt, dass es notwendig wurde, Informationen über sie außerhalb der App-Stores zu sammeln, z. B. auf <http://appsforrefugees.com>, wo 31 spezielle Apps nach sechs Kategorien aufgelistet werden. Im Bemühen, Flüchtlingen möglichst präzise Informationen zur Verfügung zu stellen, sahen sich die ProgrammiererInnen schnell mit denselben Problemen jeder App-Entwicklung konfrontiert – geht es doch nicht nur um Genauigkeit und Aktualität, sondern auch darum, möglichst viele Menschen zu erreichen. Auf den Smartphones von Flüchtlingen konkurrieren diese Apps mit den „normalen“ Informations- und Kommunikations-Apps wie Facebook, WhatsApp oder Google Maps um Speicherplatz. Sieht man sich die Downloadzahlen an, so haben jene Apps, die länderspezifische Informationen bieten, ihr Zielpublikum offenbar erreicht.

Die Zukunft gehört den „Digital Natives“, nicht den „Digital Naïves“

So wurde etwa „Gherbtina“ bis Ende 2015 auf 20.000 Smartphones geladen, „Ankommen“ weist Ende März 2016 im Google-Play-Store 100.000 Downloads auf, wenngleich nicht aufgeschlüsselt wird, wie viele davon von der einheimischen Bevölkerung getätigt wurden.

Die Zukunft gehört den „Digital Natives“, nicht den „Digital Naïves“

Indem Flüchtlinge Migration und Technik zu verbinden wissen, machen sie klar, dass sie „Digital Natives“ und keineswegs „Digital Naïves“ sind. Ebenso hat das Smartphone seinen Wert nicht nur für Flüchtlinge, sondern auch für Behörden und Helfende aus der Zivilgesellschaft bewiesen. Es ist ein verlässliches Hilfsmittel auf allen Flüchtlingsrouten und später für die Informationsverbreitung bei der Ankunft. Doch wird das Smartphone für die Stadtplanung und den Wohnbau in den Ankunftsstädten genauso wichtig sein?

Der Stadtsoziologe Richard Sennett meint, die größte Herausforderung an die heutige Zivilgesellschaft sei, wie Menschen unterschiedlicher ethnischer, religiöser und ökonomischer Zugehörigkeit zusammenleben können: „[I]m Gegensatz zu einer kranken Stadt kann eine gesunde Stadt Klassen-, Herkunfts- und Lebensstilunterschiede assimilieren und produktiv machen; die kranke Stadt hingegen isoliert und segregiert nach diesen Unterschieden und schafft es dadurch nicht, aus der Vielfalt der Menschen Kraft zu schöpfen.“ Was das Planen für eine diversifizierte und digital vernetzte Stadtbevölkerung betrifft, so wird der Unterschied zwischen Real- und Datenraum zusehends unwichtiger. Das Smartphone und die Informationen, zu denen es Zugang verschafft, reichen bereits, um traditionelle Planungsannahmen zu hinterfragen und neue Raumpläne in Erwägung zu ziehen.

In den letzten zwanzig Jahren haben ArchitektInnen die vielen digitalen Hilfsmittel und Programm-Packages rasch angenommen, mit denen sie interaktiv planen und zuvor undenkbare Räume gestalten können. Auch StädteplanerInnen profitieren von den neuen Tools, die gerade zur anonymen Analyse von Mobilfunk- und Soziale-Netzwerke-Daten entstehen. Diese Tools können dazu dienen, die Nutzung städtischer Infrastrukturen und öffentlicher Räume durch verschiedene Bevölkerungsgruppen besser zu begreifen. Und zu diesen Gruppen gehören nicht nur die Ansässigen, sondern eben auch Neuankömmlinge oder kurzfristige BesucherInnen wie z. B. TouristInnen. Daten über das jeweilige Smartphone-Modell, die Altersgruppe oder das Betriebssystem sagen viel über den sozioökonomischen Status der NutzerInnen, der Staatencode (oder die IP-Adressenortung) und die Häufigkeit von Auslandstelefonaten über die ethnische Zusammensetzung von Stadtbezirken aus. Die Analyse der GPS-Daten, wo sich Menschen mit ihren Mobiltelefonen aufhalten, ermöglicht WissenschaftlerInnen wie Eric Fischer wiederum, reichere und ärmere bzw. durchmischte und monokulturelle Gegenden zu identifizieren und damit die zeitliche Dynamik des sozialen Gefüges nachzuvollziehen. StädteplanerInnen können diese Informationen nutzen, um ethnisch uniforme oder diversifizierte Viertel zu schaffen. Sie können ein „Little Syria“ planen, ähnlich einem „Chinatown“ oder einem „Little Italy“, wie es sie heute in vielen nordamerikanischen Stadtzentren gibt, zugleich aber die negativen Auswirkungen ethnischer Segregation wie in den Pariser Banlieus vermeiden. Darüber hinaus können städtische Dienstleistungen wie der öffentliche Verkehr, die Müllabfuhr und die Energieversorgung effizient und schnell an die sozialen Veränderungen angepasst werden.

Gleichfalls ist die emotionale Landschaft einer Stadt – also wie die verschiedenen Stadtteile von den EinwohnerInnen empfunden werden – entscheidend für die Lebensqualität. Über diverse Apps und ihre Metadaten enthüllen die Menschen ihre Gefühle und ermöglichen damit, einen psychologischen Stadtplan ermitteln. Sarah Williams hat dies am Beispiel New York demonstriert: Mit Daten von Foursquare und Facebook visualisierte

sie die Gefühle, die die New YorkerInnen mit den verschiedenen Gegenden der Stadt assoziieren, wobei spezifische Emotionen wie „Heatapocalypse“, „Heaven on Hudson“ oder „Where Dreams Die“ (übrigens unmittelbar nördlich der Grand Central Station) zum Ausdruck kamen. Dem Einwurf, dass nur bestimmte Bevölkerungsgruppen in ihren Karten erfasst würden, entgegnete Williams: „Unsere Ergebnisse belegen, dass alle Einkommensklassen in New York soziale Medien nutzen, um Informationen über die von ihnen aufgesuchten Orte weiterzugeben, und dass sie, wenn sie dies tun, etwas über die Ökonomie und die Emotionen der Stadt selbst aussagen.“

„Place Pulse“ vom MIT Media Lab wiederum ist ein Projekt, das von den Menschen aufgenommene Fotos als Daten auswertet. Aus den Fotos wird auf deren Wahrnehmung geschlossen und so die subjektive Sicherheit, die Lebensqualität oder der ökonomische Status der gegebenen Stadt quantifiziert. Legt man diese emotionalen Karten über Karten mit anderen stadtbezogenen Daten, z. B. Kriminalitäts- oder Gesundheitsinformationen, sieht man, dass die Menschen – und zwar unabhängig von ihrer ethnischen, kulturellen, nationalen und altersmäßigen Zugehörigkeit – fähig sind, die Qualität einer Gegend allein aus Streetview-Fotos korrekt zu bewerten.

Im kleineren Maßstab, etwa bei der Adaptierung von Gebäuden als Erstunterkünfte oder bei der Planung neuer Wohnungen für diverse MigrantInnengruppen, müssen sich ArchitektInnen noch nicht mit DatenwissenschaftlerInnen zusammentun. Foto-Apps reichen, um Struktur, Bedeutung und Wert eines Ortes einschätzen zu können. Man muss sich nur die Zeit nehmen, die Bilder zu sichten, die die meisten Flüchtlinge auf ihren Smartphones bei sich tragen. So kann das genaue Studium der Fotos eine große Hilfe sein, die architektonischen und städtischen Merkmale der früheren Heimat der geflüchteten Menschen zu verstehen. In diesen Bildern schlummern Informationen über die bisherige Wohnsituation, Funktion und Nutzung privater und öffentlicher Räume, die Raumordnung, die ihre kulturelle Identität abbildet (etwa Innenhöfe und Gärten ihrer Privathäuser), über Baumaterialien und Farbpräferenzen oder Form und Proportionen von Alltagsgegenständen und welche emotionalen Sicherheits-, Gemeinschafts- und Heimatqualitäten sie mit diesen Merkmalen verbinden.

In ihrer täglichen Arbeit mit Flüchtlingen zur Schaffung von „Orten für Menschen“ begriffen die ArchitektInnen schnell, wie wichtig Smartphones für die Flucht und die Suche nach einer neuen Wohnmöglichkeit sind. Also bezogen sie diese je nach Art ihres Projekts auf verschiedene Weise in die Planungen ein. Caramel Architekten konzentrierten sich auf den materiellen Bereich und schufen flexible Privaträume, in denen die Flüchtlinge Kopfhörer und Steckdosen vorfinden. Die Verbindung zum digitalen Netz, das die Zukunft der Flüchtlinge mit ihrer Vergangenheit verbindet, reißt dadurch niemals ab. EOOS wiederum nutzten die Möglichkeit, mit Smartphones Gemeinschaften aufzubauen. Sie stellten Apps zur Verfügung, mit denen die Flüchtlinge ihre Talente und ihr Wissen anbieten können, um anderen Flüchtlingen oder AnrainerInnen zu helfen und umgekehrt Hilfe in anderen Bereichen zu erhalten.

Literatur:

- City of Bits, William J. Mitchell,
The MIT Press, 1995
- The Rise of the Network Society, Manuel
Castells, Wiley Blackwell, 1996
- Black Skin, White Masks, Franz Fanon,
Pluto Classics, 1952
- Together: The Rituals, Pleasures, and
Politics of Cooperation, Richard Sennett,
Yale University Press, 2012
- Inscribing a Square - Urban Data as Public
Space, Dietmar Offenhuber, Katja Schechtner
(Eds.), Springer, 2012
- Digital Migration, Friesinger, Schoßböck,
Ballhausen, (Eds.), monochrom, 2016
- Civicdatadesignlab.org, Sarah Williams

Die Lösungen der österreichischen Architektur- und Designszene für die Anforderungen von Behörden, TechnikerInnen und Hilfsorganisationen sowie für die Anwendung mobiler Technologien zur Schaffung von Ordnung, Struktur und sozioökonomischem Kontext und letztlich auch neuer Unterkünfte sind innovativ. Zugleich sind sie, wie einer der Architekten selbst meinte, selbstverständlich, nämlich die Schaffung von Orten für Menschen mit Smartphones.